

Ulrich Hinse

Das  
Jakobsweg=Komplott



# Impressum

Ulrich Hinse

**Das Jakobsweg-Komplott**

**Kriminalerzählung**

ISBN 978-3-86394-354-7 (E-Book)

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta

© 2013 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: [verlag@edition-digital.com](mailto:verlag@edition-digital.com)

Internet: <http://www.ddrautoren.de>

# Ankunft in Pamplona

Raschke stolperte. Um ein Haar wäre er beim Aussteigen aus dem Zug mitsamt seinem Rucksack lang auf den Bahnsteig in Pamplona geschlagen.

„Himmel, Arsch und Zwirn, das fängt ja gut an“, fluchte er so laut, dass sich einige Reisende irritiert nach ihm umsahen, „das ist kein gutes Omen für eine Pilgerwanderung.“

Gut fünf Stunden vorher hatte sein Flieger in Biarritz aufgesetzt. Bei der Landung war die Maschine ziemlich durchgeschüttelt worden, weil über den Pyrenäen und dem Badeort an der französisch-spanischen Grenze ein heftiges Gewitter tobte. Das Wetter lud nicht dazu ein, nach Saint Jean Pied de Port zu fahren, um dort mit der Pilgerwanderung zu beginnen, wie es viele seiner Mitreisenden taten. Aber das hatte er ohnehin nicht vorgehabt, sondern war mit der Bahn nach Pamplona gefahren.

Jahre hatte er den Traum gehabt, einmal den berühmten Pilgerweg zu wandern. Jetzt war es endlich so weit. Ein Buch war es gewesen, das ihn hatte träumen lassen. Nicht das von Shirley McLaine, Paulo Coelho oder gar von Hape Kerkeling. Nein, ein Buch über den geheimnisvollen Mönchsorden der Templer, der im Mittelalter von vielen Herrschern gefürchtet und wegen seiner ungeheuren Reichtümer beneidet wurde. Die Ritter hatten Burgen, Kirchen und eine Menge anderer Spuren hinterlassen, über die jeder zwangsläufig stolpern musste, der über den Camino de Santiago, wie man den Pilgerweg in Spanien nannte, zum Grab des Apostels Jakobus nach Santiago de Compostela in Galizien, dem kühlen Nordosten Spaniens, wanderte.

Fast achthundert Kilometer zu laufen, erforderte eine gute Vorbereitung und vor allem Zeit. Und genau die hatte der siebenundfünfzigjährige Erste Kriminalhauptkommissar, Chef der Mordkommission in Rostock und vierfacher Großvater, bisher nicht gehabt. Der übliche dreiwöchige Urlaub hätte nicht gereicht, um so weit zu wandern. Sechs Wochen, so hatte er sich ausgerechnet, würde er brauchen. Mit seinen über hundert Kilogramm Lebendgewicht war er kein geübter Wanderer und schon während der Zeit seiner Ausbildung bei der Bereitschaftspolizei hatte er es verstanden, sich vor den dreißig Kilometer langen Pflichtmärschen zu drücken. Er, der zu Hause selbst die kürzesten Strecken mit dem Auto fuhr.

Gedankenverloren kraulte er seinen weißen Vollbart. Den hatte er sich extra wachsen lassen. Zu einem richtigen Pilger gehörte natürlich ein Vollbart, fand er.

Als er seiner Frau von dem Vorhaben erzählt hatte, konnte sie nur milde lächeln. Sie wusste aus mehr als dreißig Ehejahren wie sinnlos es war, ihren Mann von etwas abzuhalten, was er sich fest in den Kopf gesetzt hatte. Lediglich auf einem Handy hatte sie bestanden, um Verbindung halten zu können. Erst hatte er sich geweigert, eines mitzunehmen, dann aber zugestimmt, um sie zu beruhigen.

Ganz anders seine Kinder. Opa pilgert, hatten sie spöttisch bemerkt, als sie von seinem Plan erfuhren. Er möge seinen Urlaub besser mit Mutti an der See verbringen oder eine Wellness-Kur machen, als allein durch Nordspanien zu laufen.

Ruf uns an, wir holen dich ab, hatten seine Kollegen großzügig angeboten und hinter seinem Rücken Wetten abgeschlossen, ob er eine oder zwei Wochen durchhalten würde. Mehr würde er auf keinen Fall schaffen und die meiste Zeit sowieso mit dem Bus, einem Taxi oder per Anhalter unterwegs sein.

Aber Raschke hatte unbeirrt an seinem Plan gearbeitet. Immer wieder war er in Outdoor-Läden gewesen, hatte sich zu Wanderunterwäsche, Socken und Oberbekleidung beraten lassen, über die Notwendigkeit jedes einzelnen Ausrüstungsgegenstandes nachgedacht, Karten gekauft, Pilgerführer studiert und sehr umsichtig seine Ausrüstung zusammengestellt. So war er schließlich auf knapp acht Kilo Gepäck gekommen. Den orangefarbenen Rucksack hatte er wie alle anderen Pilger auf der Rückseite mit einer Jakobsmuschel verziert. So erkannte man sich untereinander und war zudem für jeden in Spanien als Pilger erkennbar. Seine knallrote Windjacke, ein breiter, heller Sonnenhut, ein so genannter Sombrero, gut eingelaufene Wanderstiefel, mit denen er ausgiebig an den Wochenenden trainiert hatte, zwei Wanderstöcke und, ganz wichtig, der Pilgerpass als Legitimation für die Herbergen und Dokumentation seiner Reise beim Pilgerbüro in Santiago komplettierten seine Ausrüstung.

Er hatte den Urlaub von zwei Jahren zusammengelegt, etliche Überstunden anwachsen lassen und als genug Zeit gespart war, seinen Chef um den langen Urlaub gebeten. Der Direktionsleiter war nicht sonderlich begeistert gewesen, auf seinen Kommissariatsleiter so lange verzichten zu müssen, hatte aber dann doch knurrend den Antrag unterschrieben.

Jetzt war er angekommen und bereit, allen zu zeigen, dass er mit achtundfünfzig Jahren noch in der Lage war, eine solche Leistung zu bringen.

Die starke Erkältung, die er sich noch zu Hause eingefangen hatte, machte ihm das Atmen schwer, als er vom Bahnhof in Richtung Altstadt ging. Schon bei dem ersten kleinen Anstieg hinauf zur Stadtmauer rang er heftig nach Luft. Wenn er jetzt schon pustete wie ein altes Nilpferd, was sollte das nur werden, wenn die Wanderung losging? Außerdem schienen ihm acht Kilo auf dem Rücken noch immer zu schwer zu sein. Oben an der Stadtmauer ließ er sich wie ein Asthmatiker heftig nach Luft ringend in einem kleinen Park auf einer Bank nieder und blätterte in seinem Wanderführer, um eine Pension zu suchen, in der er sich einquartieren konnte. Ganz bewusst hatte er darauf verzichtet, von zu Hause aus eine Pension zu buchen. Er fühlte sich als Pilger und wollte sich sein Quartier vor Ort selbst suchen. Vor allem zentral sollte es liegen. Nach einigen Minuten intensiven Studierens glaubte er die richtige Pension gefunden zu haben. Sie sollte in einer Gasse mitten in der Altstadt nahe der Kathedrale liegen. Ruhig, weitab vom hektischen Autoverkehr, glaubte er. Er machte sich auf die Suche. Es war früher Nachmittag. Die Stadt war wie ausgestorben. Kaum ein Mensch war zu sehen. Lediglich einige andere Pilger, an ihrem Gepäck und dem suchenden Blick nach Schildern zu erkennen, streiften durch die leeren Gassen. Als er vor dem gesuchten Haus stand, kamen ihm Bedenken. Der wenig einladende, graue Altbau hatte mehrere Etagen, schmuddelige Fenster und nur auf der Klingelleiste einen kaum

erkennbaren Hinweis auf Gästezimmer. Er kramte nach seinem Wanderführer, um nach einem anderen Quartier zu suchen. Noch bevor er etwas gefunden hatte, was seinen Vorstellungen entsprochen hätte, begann es zu regnen. Deshalb verstaute er seinen Guide wieder und drückte schweren Herzens auf den Klingelknopf. Innen im Haus klappte hörbar eine Tür und eine Frauenstimme rief etwas, das er nicht verstand.

Die ältere, wortkarge Spanierin, die ihm öffnete, verstärkte den trostlosen Eindruck. Sie musterte ihn von oben bis unten.

„Soy peregrino, buscando un habitation individual – Ich bin Pilger und suche ein Einzelzimmer.“

„Veinte Euros – Ja, zwanzig Euros“, war die kurze, fast unfreundliche Antwort. Mit einer Handbewegung wurde er aufgefordert einzutreten. In einem dunklen Treppenhaus, das nur mühsam von einer trüben Deckenfunzel beleuchtet wurde, führte sie ihn eine knarrende Holztreppe hinauf in den zweiten Stock. Schon auf dem dritten Treppenabsatz rang er wieder heftig nach Luft. Die Pensionswirtin schaute ihn mitleidig an. Es war ihr anzumerken, dass sie ihm nicht zutraute, lange weiterzulaufen. Sie wies ihm ein kleines Zimmer direkt neben der Toilette zu. Aus dem Fenster schaute man in einen engen Innenhof, in dem der Regen laut auf ein Wellblechdach pladderte. Sie kassierte ihre zwanzig Euro, gab ihm die Schlüssel und verschwand. Schweigsam stand er in dem kargen Raum mit dem altertümlichen Eisenbett. Nur die Euphorie der ersten Pilgerstunden verhinderte, dass er auf dem Absatz kehrtmache, um die üble Absteige wieder zu verlassen. Raschke kramte seine Sachen aus dem Rucksack, verstaute sie in dem wackeligen Spind, der den Kleiderschrank ersetzte, und verließ schnell das wenig einladende Quartier, um trotz des unablässig fallenden Regens durch die Stadt zu schlendern. So allein durch die regennassen Gassen zu laufen, machte nicht wirklich Spaß. Und so entschloss er sich, als er vor dem steinernen Oval der Stierkampfarena stand, einem imposanten Stadion, das ihn ein wenig an das Kolosseum in Rom erinnerte, die Straße hinunter zum Rio Arga zu gehen, der die Altstadt von Pamplona in einem weiten Bogen umfloss. Dort befand sich laut Wanderführer die Casa Paderborn.

Der Bischofssitz war Partnerstadt von Pamplona und deshalb betrieb die Jakobsgesellschaft hier eine Herberge zur Betreuung der Pilger. Das alte, hübsch renovierte Sandsteingebäude lag unterhalb der Stadtmauer in einem kleinen Park direkt am Ufer des Rio Arga. Dessen schmutzige Fluten waren durch das Hochwasser bedrohlich nahe an die Grundmauern des Hauses herangekommen. Noch einige Zentimeter höher und die Herbergsbewohner mussten mit nassen Füßen rechnen. Aber die hatten sie ohnehin schon, was an den vielen Wanderstiefeln zu erkennen war, die zum Trocknen auf einer überdachten Bank neben der Herberge aufgereiht standen. Neugierig betrat Raschke das Haus. Das war also die erste Pilgerherberge, die er kennenlernte, und sein Eindruck war nicht schlecht. Gepflegt, sauber und freundlich sah sie aus. Ganz anders als seine Pension. Und schon ärgerte er sich über sich selbst, dass er sich nur wegen eines Einzelzimmers dort eingemietet hatte.

Eine freundliche, junge Pilgerin, die gerade mit einem Arm voll Wäsche im Flur stand, zeigte

ihm das Büro. Er kramte umständlich seinen Pilgerpass hervor, klopfte und trat ein. Lächelnd blickten ihm zwei Frauen in mittleren Jahren entgegen.

„Hallo, herzlich willkommen. Wir sind die Hospitaleras. Ich heiße Marlene. Willst du hier bei uns übernachten?“, begrüßte ihn die Frau hinter dem Schreibtisch. Ihre Kollegin, die gerade eine Kanne mit dampfendem Kaffee aus der Maschine zog, stellte sich als Gerda vor. Raschke schüttelte den Kopf.

„Raschke“, nannte der Kriminalbeamte auf Pilgerschaft seinen Namen. Er hatte noch nicht verinnerlicht, dass sich die Pilger nur mit dem Vornamen ansprechen, „eigentlich nicht. Ich habe bereits eine Pension in der Innenstadt. Ich möchte nur einen Stempel in meinen Pilgerpass haben.“

Damit legte er sein noch jungfräuliches Dokument so vorsichtig auf den Tisch, als sei es zerbrechlich. Marlene grinste.

„Das ist auch gut so, denn wir sind komplett belegt, können aber mit einem Kaffee dienen. Möchtest du einen? Es ist Filterkaffee.“

Raschke wollte. Da offenbar alle Pilger versorgt waren, hatten die Hospitaleras Zeit, mit ihm zu plaudern. So bekam er nicht nur hilfreiche Tipps für den bevorstehenden Weg, sondern auch noch ein Paket Papiertaschentücher.

„Du solltest noch einige Tage mit der Wanderung warten, sonst kommst du bei deiner Erkältung nicht weit. Vielleicht hilft dir der Hustensaft, den ein anderer Pilger hier stehen gelassen hat“, riet Gerda, holte aus einem Regal eine große Flasche hervor und gab sie ihm, „wenn du sie nicht mehr brauchst, gib sie bitte in der nächsten Herberge wieder ab.“

Raschke bedankte sich artig, nahm einen großen Schluck und stopfte die Flasche in die Tasche seines leuchtend roten Anoraks. Dann drehte sich das Gespräch um das schlechte Wetter. Mit so viel Regen habe er in Spanien nicht gerechnet, eher mit zu viel Sonne. Die Hospitaleras lachten.

„Ja, da täuscht man sich. Hier im Norden regnet es häufig und in Galizien noch viel mehr. Aber in diesem Jahr ist es wirklich ungewöhnlich viel. Wir sind in den vergangenen Jahren schon mehrfach über den Jakobsweg gelaufen und haben so etwas auch noch nicht erlebt. Aber als Pilger muss man eben auch damit fertig werden. Ich gebe dir noch den guten Rat, nicht direkt hinter Pamplona über den Pass Perdon zu laufen“, erklärte Marlene, „durch den vielen Regen ist der Weg fast unpassierbar geworden. Wir haben gehört, dass es dort einen kleinen Bergrutsch gegeben haben soll. Es wäre besser, mit dem Bus durch den Tunnel zu fahren und auf der anderen Seite in Legarda mit der Wanderung nach Eunate zu beginnen.“

In diesem Moment klopfte es von außen gegen die Fensterscheibe. Ein drahtiger, energisch aussehender Mann, Mitte bis Ende fünfzig, in einer ebenso auffälligen, roten Regenjacke, wie Raschke sie besaß, winkte hinein. Als er sah, dass die Hospitaleras Besuch hatten, zuckte er bedauernd mit den Schultern und verschwand zwischen den Bäumen des angrenzenden Parks. Raschke machte eine flapsige Bemerkung über die gleichartige Jacke, auf die von den Damen aber nicht eingegangen wurde.

„Das war Wolfgang. Er ist bereits heute Vormittag angekommen. Wir hatten deshalb reichlich Gelegenheit zu plaudern. Er kennt sich mit der Geschichte der Templer in Spanien gut aus, und wollte mehrere Tage bei uns bleiben, weil übermorgen die Templerfiesta stattfindet. Aber das geht natürlich nicht. Wir sind schließlich eine Pilgerherberge. Eine Nacht kann jeder bei uns wohnen. Wer länger bleiben will, muss sich eine Pension suchen.“

Raschke hatte interessiert zugehört.

„Oh, mit dem sollte ich mich unterhalten. Die Geschichte der Templer hat mich motiviert, den Jakobsweg zu laufen. Vielleicht treffe ich ihn ja unterwegs.“

„Dann solltest du heute Abend noch mal wieder kommen. Wir haben uns mit ihm hier im Büro zum Plausch bei einer Flasche Wein verabredet, weil wir ihn genau deshalb schon gefragt haben. Uns interessiert das auch. Nach unserem ersten Eindruck ist er ein guter Unterhalter. Das wird bestimmt ein interessanter Abend. Aber um zehn Uhr ist Schluss. Dann haben wir Zapfenstreich. Dann gehen die Pilger ins Bett und die Gäste nach Hause.“

In diesem Moment klopfte es an der Tür und eine ältere Pilgerin mit auffallend schlohweißen, kurzen Haaren bat die Hospitaleras um Hilfe. Die Australierin suchte einen Stadtplan und ließ sich von den Hospitaleras umständlich den Weg zu einem Hotel beschreiben, in dem sie irgendjemanden treffen wollte. Raschke angelte seinen Pilgerpass vom Schreibtisch und ärgerte sich ein wenig, weil Marlene ihn noch nicht abgestempelt hatte, verabschiedete sich und ging langsam den steilen Anstieg hinauf in die Altstadt.

Nachdem er eine Weile ziellos durch die schmalen Gassen der Stadt gestreift war, die sich langsam mit Passanten füllten, trank er in einer kleinen Bar in Erinnerung an Ernest Hemingway, der Pamplona und das Stiertreiben weltweit bekannt gemacht hatte, dessen Lieblingsgetränk, einen Martini auf Eis mit einem kleinen Schuss Campari. Bevor er am frühen Abend zurück zur Casa Paderborn ging, kaufte er eine Flasche guten Rotwein aus dem Rioja.

Vor der Herberge angekommen, schaute er durch das kleine, erleuchtete Fenster. Dort saßen im Büro Gerda, Marlene, Wolfgang und die weißhaarige Australierin an einem kleinen, runden Tisch. Eine Kerze brannte, und jeder hatte vor sich ein Glas Wein. Einen Moment überlegte Raschke, ob er das Idyll stören sollte. Doch dann klopfte er und steckte vorsichtig den Kopf durch die Tür.

„Nur Mut, junger Mann“, winkte Marlene ihm zu, „komm und trink ein Glas mit uns.“

„Ich habe Nachschub mitgebracht“, ergänzte Raschke und stellte die Flasche auf den Tisch. Die Australierin lächelte ihm zu und verabschiedete sich. Obwohl anderen protestierten, blieb sie dabei. In einer Runde allein unter Deutschen, ohne die Sprache zu verstehen, fühle sie sich nicht wohl. Raschke konnte das verstehen. Umgekehrt wäre es ihm ähnlich gegangen. Er setzte sich auf den frei gewordenen Stuhl. Gerda machte ihn mit Wolfgang bekannt, der Raschke ein wenig distanziert ohne große Neugier oder Interesse musterte.

„Ich weiß, dass ich mit deiner Nachbarin nicht konkurrieren kann“, versuchte es Raschke mit einem Scherz, der aber nicht gut ankam.

„Sehr richtig“, brummte Wolfgang, „deine Haare sind zu kurz und dein Bart zu lang. Du bist kein Ersatz für Heather. Aber so ist das Leben, voller Enttäuschungen.“

„Es kommt immer auf den Standpunkt oder die Erwartungshaltung an.“

Wolfgang zog verwundert die Augenbrauen hoch. Nach einigen Sekunden rang er sich zu einem Lächeln durch.

„Pilgerphilosophie. Aber wenn der Wein gut ist, sei herzlich willkommen.“

Raschke stellte die Flasche auf den Tisch, setzte sich auf den Stuhl, den die Australierin freigebracht hatte und erhielt von einer der Hospitaleras ein sauberes Glas.

„Marlene hat mir erzählt, du befasst dich mit den Templern. Ein Buch über diese faszinierenden Mönche hat mich dazu gebracht, den Pilgerweg laufen zu wollen.“

„Welches?“

Raschke nannte Titel und Autor.

„Ziemlich oberflächlich“, nörgelte Wolfgang.

„Nun ja, wie man´s nimmt. Es hat jedenfalls gereicht, mich neugierig zu machen. Ich würde gerne noch mehr über den Orden erfahren.“

Wolfgang drohte spaßeshalber mit dem Zeigefinger zu den Hospitaleras hinüber.

„Na, da habt ihr wohl geplaudert?“

„Ja, so ist das auf dem Camino. Man soll nicht nur laufen, sondern auch noch was lernen. Und über die Templer würden wir gerne auch noch etwas hören. Das ist doch gerade in. Nach Dan Browns Sakrileg.“

„Ja, ja. Der gute Dan Brown“, seufzte Wolfgang, „haarsträubende Thesen. Die Geschichte der Templer, insbesondere ihr Untergang in Frankreich, ist recht gut erforscht. Merkwürdigerweise hat die Wissenschaft die Templer auf der Iberischen Halbinsel sträflich vernachlässigt. Da gibt es noch so manches Geheimnis zu lüften.“

„Du machst mich neugierig. Ich würde gern etwas zu den Templern hier in Spanien hören.“

„Uns interessiert das auch. Lass dich nicht länger bitten. Wir haben nicht unendlich Zeit“, ergänzte Gerda und entspannte die Situation, in dem sie die Flasche Wein entkorkte, die Raschke mitgebracht hatte.

Seinem Gesichtsausdruck nach, fühlte Wolfgang sich gebauchpinselt.

„Auch auf die Gefahr, ins Dozieren zu kommen, sage ich gerne etwas dazu. Wenn ihr Fragen habt, unterbrecht mich.“

Raschke lehnte sich auf seinem Stuhl zurück, verschränkte die Arme und beobachtete den etwa gleichaltrigen Mitpilger von der Seite. Mit seinem bleichen Teint ein typischer Bürohengst oder Bücherwurm. Die leicht rötlichen Haare trug er Voniseila. Vorne nichts, Seiten lang. Wahrscheinlich kämmte er morgens die Haare von der Seite nach oben, um die Platte zu bedecken. Für sein Alter hatte er kaum Falten. Durch die glatte Rasur und die fehlenden Augenbrauen verliehen ihm seine kleinen Augen etwas Schweinchenhaftes.

Gerda goss die Gläser voll, während Marlene schon fast zu andächtig an den schmalen Lippen von Wolfgang hing.

„Also, in aller Kürze. Der Orden der Tempelritter war während der Kreuzzüge von französischen Rittern in Palästina gegründet worden. Er stellte im Mittelalter die schlagkräftigste Armee der Christen und war hier in Spanien wesentlich an der Zurückdrängung der muslimischen Omaiaden beteiligt. Das tat er natürlich nicht umsonst. Neben Privilegien erhielten die Mönche Einfluss, Macht und Vermögen. Durch geschickten Umgang mit den Ressourcen entstand ein europaweit agierender, mittelalterlicher Finanzkonzern, der millionenschwere Geschäfte machte. So etwas weckt natürlich Begehrlichkeiten. Nachdem die Templer gut zweihundert Jahre unbehelligt agieren durften, hob im Jahre 1312 ein Komplott des französischen Königs und des Papstes die Templer aus dem Sattel. Man warf den Rittern Ketzerei, Amtsmissbrauch und Homosexualität vor. In Wahrheit ging es nur um Geld. Am Freitag, dem 13. Oktober 1307, fanden die Verhaftungen statt. Seit dieser Zeit wird übrigens Freitag der 13. als Unglückstag bezeichnet.“

In Paris wurde ihnen der Prozess gemacht, der mit der Auflösung des Ordens und dem Tod seines Großmeisters Jacques de Molay auf dem Scheiterhaufen endete. Die Akten mit den Vernehmungsprotokollen wurden in den Vatikan geschafft und dort bis heute unter Verschluss gehalten.“

„Das wird wohl seine Gründe haben“, warf Raschke ein.

„Du kannst davon ausgehen, der Vatikan macht nichts ohne Grund. Jacques de Molay war als Beichtvater der Königin über die bevorstehende Aktion unterrichtet. Er suchte zwölf Ritter und einen Komtur aus, um das Vermögen zu retten. Ein Teil des Vermögens sollte von sechs Rittern nach Schottland, während die anderen sechs, die in Südfrankreich deponierten Wertgegenstände über San Bartolome nach Ponferrada und weiter nach Portugal gebracht werden.“

„Was ist Legende und was Wahrheit?“

„Tja, wenn man das so genau wüsste. Dann wäre die Wissenschaft schon einen großen Schritt weiter. Natürlich lebt die Legende im Wesentlichen von ihrem Mythos. Sie hat aber, wie bei vielen anderen auch, einen wahren Kern. Fakt ist, es hat Gold und Juwelen gegeben die bisher nicht gefunden wurden und nach denen immer noch gesucht wird. Hinzu kommt eines: Das Schicksal der Templer in Spanien gestaltete sich anders als in Frankreich oder Italien. Unter den Templern Europas spielten die Brüder in Spanien eine besondere Rolle. Die Komtureien in den Königreichen Aragon und Kastilien widersetzten sich aktiv dem Komplott des französischen Königs und des Papstes. Sie beschützten den Jakobsweg und besaßen in Ponferrada eine mächtige Burg mit schwer bewaffneter und durch die Reconquista kampferprobter Besatzung. Diese Streitmacht wollte erst einmal besiegt sein. Bis zu ihrer endgültigen Niederwerfung, die nur unter schweren Verlusten erreicht wurde, vergingen sage und schreibe fünfzehn Monate. Der Komtur Raimund Sa Guardia, der bereits einen Teil des Templervermögens gerettet hatte, erkannte sehr schnell, dass die Vernichtung des Ordens auch in den spanischen Königreichen nicht aufgehalten werden

konnte. Waren schon die Immobilien nicht zu retten, so sollte zumindest das bewegliche Vermögen versteckt oder außer Landes nach Portugal gebracht werden, war seine Auffassung.“

„Die Portugiesen machten nicht mit?“

„Jein. Portugal war 1100 unabhängig geworden und hatte mit Hilfe der Templer die Muslime aus dem jungen Staat vertrieben. Deshalb nahm der König von Portugal den Orden aktiv in Schutz. Nicht wenige der in anderen Ländern verfolgten Brüder setzten sich nach Portugal ab. Sie nagelten lediglich ein neues Namensschild an die Tür. Damit war das gewaltige Vermögen zum Vorteil Portugals im Lande geblieben, und die Ritter wurden wieder das, was sie gewesen waren. Der mächtigste Ritterorden der Christenheit. Ja, sie mauserten sich sogar zur staatstragenden Macht, die bis 1789 hielt. Heinrich der Seefahrer, Bartholomeo Dias, Vasco da Gama und andere gehörten diesem Orden an. Der so arrogant war, auf den Segeln seiner Schiffe das vom Papst verbotene Templerkreuz offen zur Schau zu stellen. Nicht zuletzt deshalb schlug sich der Vatikan, bei der Verteilung der Neuen Welt von Portugal und Spanien als Schiedsrichter angerufen, auf die Seite Spaniens. Im Ergebnis blieb Portugal nur Brasilien als Einflussosphäre erhalten.“

„Was ist denn mit dem Schatz der Templer, über den seit Dan Brown die ganze Welt redet“, wollte Gerda wissen.

Wolfgang schüttelte unwirsch den Kopf.

„Das Vermögen der Templer befand sich im Mittelalter in Palästina. Von dort hatte es der letzte Großmeister kurz vor der Auflösung des Ordens nach Südfrankreich geschafft. Dort verliert sich die Spur.“

„Und was ist mit dem Gral?“

„Ich denke, es ist ein Hirngespinnst. Nichts, was mit wissenschaftlichen Mitteln erforscht werden könnte. Eine Sage, aus der immer neue spannende Geschichten entstehen. Ich halte mich an die Fakten. An die Kirchen, die Burgen, die Denkmale und an die Artefakte, die sich noch in den Museen befinden. Und natürlich an die schriftlichen Unterlagen. Aber die sind im Vatikan und an die kommt eben niemand heran.“

„Muss der Vatikan nicht selbst ein Interesse daran haben, die Hintergründe aufzuklären?“

„Oh, das hat er ganz bestimmt. Und deshalb wurden die Templer ja auch inzwischen rehabilitiert. Aber wenn in den Unterlagen etwas über den Verbleib des Vermögens oder Hintergründe zum Gral stände, würde das mit Sicherheit nicht öffentlich zugänglich gemacht.“

„Ja, da magst du Recht haben“, sinnierte Raschke und wollte noch eine Frage los werden. Aber Gerda winkte ab.

„Schluss jetzt. Gleich ist Zapfenstreich. Vielleicht trifft ihr euch ja auch noch mal unterwegs. Es sind ja noch über siebenhundert Kilometer bis zum Ziel.“

Raschke stand auf, bedankte sich artig und verabschiedete sich von den Hospitaleras und von Wolfgang.

„Vielleicht treffen wir uns auf dem Camino noch einmal wieder. Es war hochinteressant Dir zuzuhören und unterwegs tauchen bestimmt neue Fragen auf. Ich würde mich freuen, wenn wir darüber sprechen könnten.“

„Ja, vielleicht. Der Camino hat seine eigene Gesetzmäßigkeit. Man kann es nicht erzwingen.“

Nachdenklich ging Raschke in seine Pension. Während er auf seinem viel zu kurzen Bett mit Wollsocken an den Füßen schniefend vor sich hindämmerte, kamen neue Gäste in der Pension an. Auf dem Flur war ein ständiges Gerenne. Alle Zimmer schienen belegt und nun wurde es im Bad neben seinem Zimmer unruhig. Es begann ein Dauerduschen. Der Druck in seiner Blase wurde unerträglich und so blieb ihm nichts anderes übrig, als in eine leere Wasserflasche zu pinkeln. Irgendwann schlief er endlich ein.

# Der Zeuge

Er wurde sehr früh von den abmarschierenden Pilgern durch lautes Gepolter auf dem Flur geweckt. Gleich mehrere Gäste stolperten über ein kleines Holzschrankchen, das direkt an der Wand neben seiner Zimmertür stand. Aber jetzt war endlich das Bad frei. Mit seiner zweckentfremdeten Wasserflasche unter dem Arm ging er in das kleine Bad und duschte ausgiebig. Er fühlte sich wie gerädert. Dann suchte er sich in der Innenstadt eine kleine Bar, um dort zu frühstücken. Nicht wie er es von zu Hause gewohnt war mit Brötchen, Wurst und Ei, sondern mit einem typisch spanischen Frühstück. Einem süßen Hörnchen und Marmelade.

In einem kleinen Souvenirladen unter den Bogengängen an der Plaza del Castillo, dem zentralen Platz mitten in der Altstadt, kaufte er eine kleine, silberne Jakobsmuschel, die er an seine Halskette neben einen silbernen Elefanten, den ihm seine Frau zum Abschied geschenkt hatte, hängte.

Vor einem Schaufenster, in dem Taschen aller Art und Größen ausgestellt waren, fiel ihm ein, dass er unbedingt eine wasserdichte Umhängetasche brauchte, wollte er nicht wegen jeder Kleinigkeit, die er gerade brauchte, seinen Rucksack abnehmen. Er fand das zwar albern, als gestandener Mann mit einer Umhängetasche herumzulaufen, aber sie erwies sich als ungemein praktisches Utensil.

Obwohl es wieder leicht regnete und mit elf Grad für Anfang Mai rattenkalt war, besichtigte er einige Kirchen, störte durch sein Husten eine Hochzeitsfeier und spazierte, nachdem ihn der Brautvater mit einem strengen Blick aus der Kirche vertrieben hatte, über die alte Zitadelle in den Park de Taconera mit seinem kleinen Zoo. Doch er ärgerte sich, weil er nicht schon auf dem Camino Richtung Santiago de Compostela wanderte.

Gerade als er an der Stadtmauer nahe der Plaza Virgen de la O eintraf, kam ein kräftiger Schauer vom Himmel. Raschke stellte sich in einem alten Torwächterhäuschen oben auf der Mauer unter. Einige Einheimische mit Schirm hasteten an ihm vorbei über die kleine Brücke durch das Stadttor, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, obwohl er in dem Häuschen stand wie ein Wachtposten aus vergangenen Zeiten. Durch eine große, glaslose Fensteröffnung hatte er einen schönen Blick hinunter zum Rio Arga, dessen lehmig gelbe Fluten gut dreißig Meter unter ihm zwischen den Bögen der Puente de la Rochapea in wilden Wirbeln hindurchschossen.

Sein Blick blieb an zwei Personen hängen, die etwa hundert Meter entfernt mitten auf der Brücke heftig gestikulierend diskutierten. Der große, schlanke Mann, der ihm den Rücken zudrehte, trug eine leuchtend rote Jacke, die seiner eigenen zum Verwechseln ähnlich sah. Ein schwarzes Basecap mit großem Schirm verdeckte sein Haar. Der zweite Mann, er war etwas kleiner und deutlich rundlicher als sein Gegenüber, hatte Jeans und eine helle Sommerjacke an, aus der er umständlich ein kleines Päckchen herauszog, um es seinem Gegenüber zögernd zu übergeben. Als der danach griff, zog der Rundliche es wieder zurück. Es entstand eine Rangelei, weil keiner der beiden den Gegenstand loslassen wollte. In diesem Moment fuhr ein großer LKW mit Anhänger über die Brücke und verdeckte Raschke die Sicht. Als er nach wenigen Sekunden vorbeigefahren war, stand der große

Schlanke mit der roten Jacke und dem Basecap allein auf der Brücke und starrte über das Geländer auf das gurgelnde Wasser. Der Mann in der hellen Sommerjacke war verschwunden. Raschke spürte plötzlich einen Kloß im Hals. Der Rundliche musste über das relativ niedrige Geländer in den Fluss gestürzt sein. Eine andere Erklärung für die Situation gab es nicht. Wäre der Mann weggelaufen, müsste er noch irgendwo zu sehen sein. In der kurzen Zeit hätte er weder in der einen wie in der anderen Richtung die Brücke ungesehen verlassen können. Außerdem hätte es für den Schlanke keinen Grund gegeben, suchend in den Fluss zu blicken. Der nach einigen Sekunden des regungslosen Verharrens vom Geländer zurücktrat, das schmale Päckchen in seiner Jacke verstaute und sich suchend umsah. Er schien sich vergewissern zu wollen, dass ihn niemand beobachtet hatte. Dabei fiel sein Blick auf den von der Stadtmauer fassungslos herunterschauenden Pilger, dessen auffällige, rote Regenjacke mit der davor an einer Lederschnur baumelnden großen Jakobsmuschel selbst einem flüchtigen Blick nicht verborgen bleiben konnte. Außerdem trug Raschke noch immer den breiten, hellen Sombrero, weil er ja mit Sonne und nicht mit Regen gerechnet hatte. Der Schlanke fixierte den auf ihn hinunterstarrenden Deutschen. Er schien sicher zu sein, dass sein Gesicht unter dem Schirm des Basecap nicht zu erkennen war, wandte sich ab und ging ohne Eile in Richtung Stadtmauer, wo er zwischen den Bäumen des darunter liegenden Parks verschwand. Raschke schaute auf die schmutzigen Fluten des Rio Arga, um vielleicht noch etwas von dem Gestürzten zu erkennen. Aber das dreckige, mit Ästen, kleinen Baumstämmen und allerlei Müll durchsetzte Wasser strömte zu schnell und zu wild, als dass er große Hoffnungen haben könnte, noch etwas zu erkennen. Nach wenigen Metern wurde die Sicht auf den Flusslauf zudem von hohen Bäumen verdeckt. Raschke starrte noch einige Minuten reglos auf das Wasser. Er konnte nicht glauben, was er gesehen hatte.

Der Regenschauer hatte inzwischen aufgehört und langsam gewann der deutsche Kriminalbeamte seine Fassung wieder. Natürlich hatte er andauernd im Dienst mit Gewaltopfern, Verunglückten und Leichen zu tun. Aber noch nie war er selbst Zeuge eines Verbrechens geworden. Und dass es sich hier um ein Verbrechen gehandelt hatte, daran bestand für ihn keinerlei Zweifel. Er musste zur Polizei und den Vorfall melden. Aber was sollte er sagen?

Das zu erzählen, was er gesehen hatte, erschien ihm absurd. Wahrscheinlich würden ihn die spanischen Kollegen ansehen, als ob er seiner Sinne nicht mächtig sei. Auf einem kleinen Zettel notierte er sich die Uhrzeit und einige Stichpunkte zur Kleidung des schlanken Mannes sowie seines Opfers. Dann suchte er in seinem Wanderführer den Hinweis auf die Polizei und machte sich auf den Weg über den Plaza del Castillo, am Palast des Gouverneurs von Navarra vorbei und die Pasea de Sarasate entlang zum Gebäude der Policia National. Immer wieder überlegte er, was er den spanischen Kollegen erzählen wollte.

Als er schnaufend und schwitzend in die schwer gesicherte Eingangshalle des Polizeipräsidiums trat, wurde er von dem hinter einer schusssicheren Scheibe sitzenden uniformierten Diensthabenden neugierig gemustert. Raschke versuchte vergeblich, sich auf Spanisch verständlich zu machen. Seine Kenntnisse reichten nicht aus. Erst als der Uniformierte verstand, dass der aufgeregte Pilger vor der Trennscheibe ein deutscher

Kriminalbeamter sein musste, offenbar hatte das Wort Kommissar das bewirkt, bequeme er sich zu einer Reaktion. Er telefonierte mehrmals und machte Raschke dann wort- und gestenreich klar, dass gleich ein Deutsch sprechender Kollege käme.

Es dauerte tatsächlich nur einige Minuten, dann kam ein etwa vierzigjähriger, sportlich schlanker, schwarzhäariger Mann mit gegelten Haaren in einem hellen Sommeranzug auf ihn zu, der ihn neugierig musterte.

„José Lopez Castela, was kann ich für Sie tun?“, stellte er sich knapp in akzentfreiem Deutsch vor. Raschke schüttelte die dargebotene Rechte.

„Mein Name ist Raschke. Ich bin deutscher Kriminalhauptkommissar, leite in Rostock die Mordkommission und pilgere zurzeit auf dem Jakobsweg. Ich habe einen Mord beobachtet.“ Castela hob die Augenbrauen.

„Na, Señor Raschke. Ich denke, Sie können sich ausweisen, und dann kommen Sie mal mit in mein Büro.“

Nachdem Raschke ihm die Kopie seines Dienstausweises gezeigt hatte, die sich für Notfälle neben anderen Papieren und dem Bargeld in seiner Dokumententasche befand, winkte der Spanier dem Uniformierten kurz zu, dann wurde die elektronisch gesicherte Innentür geöffnet. Mit dem Fahrstuhl ging es in den dritten Stock. Auf den Fluren wuselten Uniformierte und zivil gekleidete Polizisten geschäftig hin und her. Nicht anders als in einer deutschen Dienststelle, dachte Raschke. Durch ein Vorzimmer, in dem eine junge Spanierin sie neugierig musterte, kamen sie in ein geräumiges, offenbar nach dem persönlichen Geschmack des Beamten eingerichtetes Büro. *Comisario José Lopez Castela* entzifferte Raschke im Vorbeigehen auf einem Schild neben der Bürotür.

Der Spanier nahm hinter seinem Schreibtisch Platz und bot Raschke einen Stuhl an. Dann bat er noch einmal um die Dienstausweiskopie und den Personalausweis, notierte die Angaben auf einem Zettel und gab die Papiere zurück.

„Darf ich Ihnen einen Kaffee anbieten?“

Raschke nickte. Irgendwie fühlte er sich plötzlich unwohl in seiner Haut. Die Rolle war für ihn ungewohnt. Außerdem war ihm selber klar, dass seine Angaben ziemlich dürftig waren. Aber er musste seine Beobachtung loswerden. Der Rest war Sache der Spanier. Er wurde durch Lopez Castela aus seinen Gedanken gerissen.

„Senor Raschke, dann erzählen Sie einmal, was Sie auf dem Herzen haben.“

Raschke nippte vorsichtig an dem Kaffee, den die Vorzimmerdame inzwischen hereingebracht hatte.

„Senor Castela“, begann der Deutsche, wurde aber sofort unterbrochen.

„Lopez Castela“, berichtigte sein Gegenüber reserviert.

„Senor Lopez Castela. Vor zwei Stunden befand ich mich auf einem Spaziergang durch die Stadt. Oben von der Stadtmauer beobachtete ich, wie sich auf der Puente de la Rochapea zwei Männer stritten. Es gab eine Rangelei und einer der beiden muss in den Rio Arga gestürzt sein. Er ging unter und tauchte nicht mehr auf. Sein Gegenüber war deutlich

größer, ich schätze fast ein Meter neunzig und hatte eine ähnlich rote Jacke an wie ich. Er trug ein schwarzes Basecap. Deshalb habe ich seine Haare und sein Gesicht nicht erkennen können. An den Füßen hatte er dicke Wanderstiefel. Insgesamt sah er aus wie ein Pilger. Nur ohne Rucksack.“

Raschke gab noch die Personenbeschreibung des Opfers ab. Dann machte er eine Pause, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten. Sein Gegenüber verzog weder eine Miene noch machte er Anstalten, sich etwas zu notieren.

„Haben Sie gesehen, wie der kleine Dicke über das Gelände gestoßen wurde?“

„Äh, nein. Genau in dem Moment verdeckte ein LKW die Sicht. Es ist nur eine Vermutung. Aber es gibt keine andere Möglichkeit.“

„Ein deutscher Kriminalbeamter hat im Urlaub keine Vermutungen zu haben.“

Raschke überhörte geflissentlich die ironische Bemerkung des Spaniers, der für seinen Geschmack etwas zu belehrend fortfuhr.

„Doch. Es gibt andere Möglichkeiten. Er hätte ebenso gut selbst springen oder unglücklich fallen können. Der heftige Winddruck des Lastwagens könnte ihn von der Brücke geweht oder ein Herzinfarkt dahingerafft haben.“

Raschke merkte, wie ihm die Röte ins Gesicht schoss. Ihm war nicht klar, ob vor Zorn oder weil er sich wie ein Anfänger hatte aufs Glatteis führen lassen. Aber der Spanier hatte Recht. Genau die gleichen Zweifel hätte er in ähnlicher Situation auch geäußert. Lopez Castela rieb sich nachdenklich das Kinn.

„Ist das alles?“

Raschke schluckte. Er hatte die Frage befürchtet.

„Ja, das ist im Prinzip alles“, antwortete er.

Der Spanier sah den deutschen Kriminalbeamten nachdenklich, und wie Raschke glaubte, etwas mitleidig an. Nur die Höflichkeit dem deutschen Kollegen gegenüber verbot ihm offenbar, ihn so einfach hinauszukomplimentieren.

„Ich weiß, dass meine Angaben ziemlich dürftig sind“, ergänzte Raschke nach einer peinlich langen Pause des Schweigens. Der Spanier nickte.

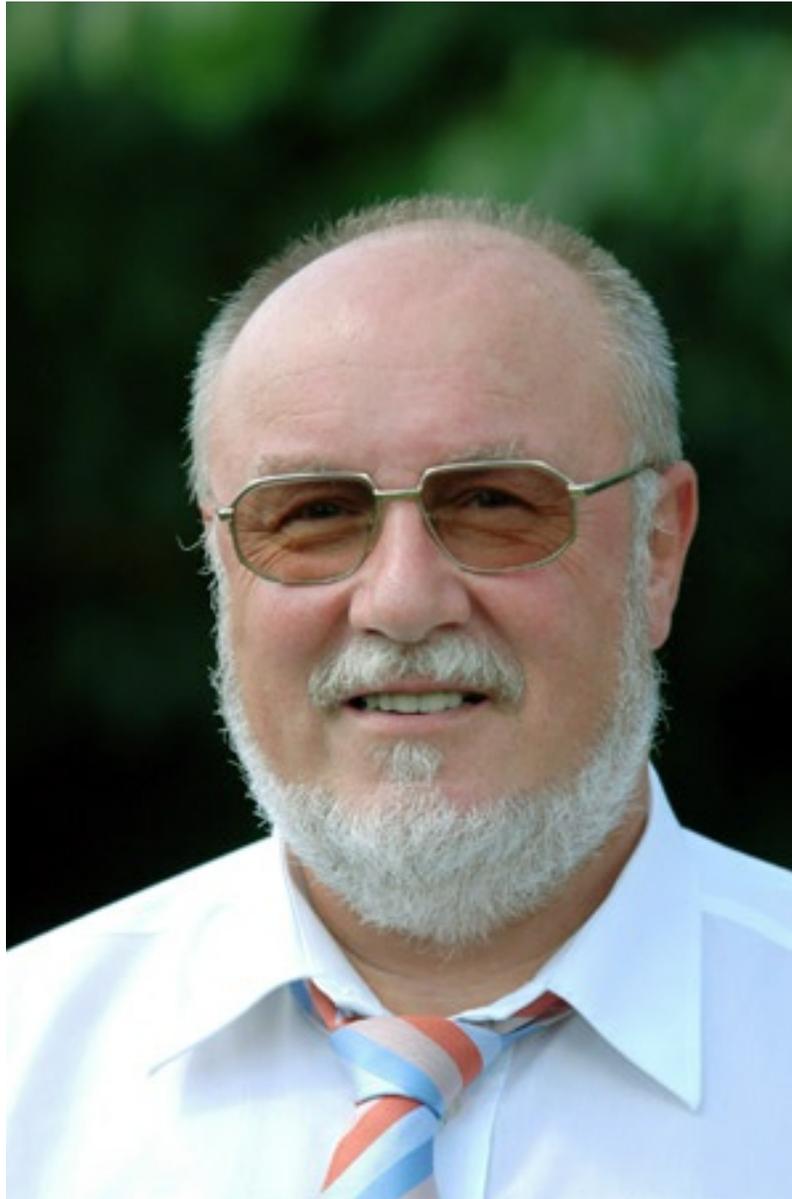
„Ja, sehr dürftige Angaben. Damit können wir nicht viel anfangen. Es fehlt eine Leiche. Es fehlt ein Motiv. Warum sollte ein Pilger hier in Pamplona so mir nichts dir nichts jemanden in den Rio Arga stürzen? Für den Vorfall sind Sie bisher zumindest der einzige Zeuge.“

Raschke sah peinlich berührt aus dem Fenster, nur um Lopez Castela nicht ansehen zu müssen. Seine Stimmung war ebenso trübe wie das Wetter draußen. Welchen Eindruck musste der Spanier von ihm haben? Klar, zu Hause in Rostock hätte er genau so reagiert, wenn ihm dort ein Spanier mit einer solchen Geschichte gekommen wäre. Unprofessioneller Oberverdachtschöpfer wäre sein Urteil über einen solchen Zeugen gewesen.

\*\*\* Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Hinse/Jakobsweg/jakobsweg.htm> \*\*\*

# Ulrich Hinse



Ulrich Hinse, 1947 in Münster geboren, greift auf eine lange Berufserfahrung als Kriminalbeamter zurück (Bundeskriminalamt, Landeskriminalamt Mecklenburg-Vorpommern, Referent für Polizeiliche Prävention im Innenministerium Mecklenburg-Vorpommern. In Mecklenburg-Vorpommern baute er den Staatsschutz auf.

Im Jahre 2007, kurz nach seiner Pensionierung, pilgerte er zu Fuß den Camino frances von Pamplona nach Santiago des Compostela und im Jahre 2008 den Nordweg von Ribadeo.

Im Jahre 2002 veröffentlichte er seinen ersten Roman. 2005 wurde er Krimipreisträger der 10. Schweriner Literaturtage und gewann mehrere Krimiwettbewerbe in Norddeutschland.

## **Bibliografie (Auswahl):**

**Wer will schon nach Meck-Pomm?** Scheunen-Verlag, Kückenshagen 2002

**Blutiger Raps.** Scheunen-Verlag, Kückenshagen 2003

**Die 13. Plage.** Godewind-Verlag, Wismar 2006

**Ein Mecklenburger auf dem Jakobsweg.** WiedenVerlag, Schwerin 2007

**Das Jakobsweg-Komplott.** Scheunen-Verlag, Kückenshagen 2009

Veröffentlichung von Kriminalerzählungen in Anthologien

# E-Books von Ulrich Hinse

## Blutiger Raps

In diesem Buch schildert der Autor die Auseinandersetzung zwischen einer gewaltbereiten rechtsextremen Skinheadkameradschaft und einer linksautonomen Wohngemeinschaft, sowie die Versuche der Gesellschaft, ein wirksames Mittel gegen die eskalierende Gewalt zu finden. Ein spannender Roman, der sich an tatsächlichen Ereignissen in Mecklenburg-Vorpommern orientiert und bei dem ein Teil der Gewalttäter ein blutiges Ende findet.

## Das Jakosweg-Komplott

Mysteriöse Morde lassen die Pilger auf dem Jakobsweg von den Pyrenäen bis Santiago de Compostela erschauern. Zufällig wurde einer der Pilger, der deutsche Kriminalhauptkommissar Raschke aus Mecklenburg-Vorpommern, Zeuge einer Tat. Zunächst scheint die Begegnung zufällig. Dann jedoch beginnt eine Mordserie, die parallel zur Pilgerwanderung des Polizisten geschieht. Auch auf Raschke, der offenbar als lästiger Zeuge beseitigt werden soll, werden Anschläge verübt. Für die spanische Polizei wird der Deutsche zum Lockvogel, der sie zu den Tätern führen soll. Schon bald zeichnet sich ab, dass es bei den Morden um das verschwundene Gold der Templer geht und die Jagd nach dem Killer erst in Santiago de Compostela zu Ende sein könnte. Gelingt der spanischen Polizei rechtzeitig die Entlarvung der Täter und Hintermänner oder schaffen es die einfallsreichen Mörder, den deutschen Pilger aus dem Weg zu räumen?

## Die 13. Plage

Die 13. Plage der Menschheit – das ist der internationale Terrorismus heute. Um seine große Liebe Jenny aus einem Bordell zu befreien, schließt Boomer einen Pakt mit dem Teufel. Unvermittelt finden sich die beiden in einem Ausbildungslager der al-Qaida wieder, wo Boomer zum Sprengstoffspezialisten wird. Um zurück nach Europa zu kommen, schließen sie sich einer Terrorgruppe an und bereiten sich mit ihr auf einen Anschlag in Nordeuropa vor. Als Jenny erkennt, dass ihre Heimat Mecklenburg-Vorpommern ins Fadenkreuz gerät, sucht sie Hilfe bei Kriminalhauptkommissar Raschke, einem Erzfeind aus vergangenen Tagen. Doch kann sie das Schicksal aufhalten?

## Wer will schon nach Meck-Pomm?

Sehr offen beschreibt der Autor, bis vor wenigen Jahren Leiter der Staatsschutzabteilung des Landeskriminalamtes in Meck-Pomm, seine Beweggründe in den Nordosten der Republik überzusiedeln. Das Buch lebt von dem Wechsel zwischen dienstlichen Erfahrungen einerseits und privaten Erlebnissen andererseits, die mit dem Umzug aus dem Rheinland in ein kleines mecklenburgisches Dorf bei Schwerin verbunden waren. In emotionaler Nähe zu den erlebten Ereignissen berichtet Hinse von den Schwierigkeiten, Befremdlichkeiten, aber auch von lustigen Begebenheiten, die sich in den mehr als zehn Jahren seit der Wende ergeben hatten. Überraschend freimütig nennt er Kollegen beim Namen, schildert er dienstliche und private Ereignisse. So setzt er sich durchaus kritisch mit den Ereignissen von Rostock-Lichtenhagen und Bad Kleinen auseinander. Die nachdenklichen Geschichten erlauben gelegentlich mit spürbarem Zynismus und Sarkasmus einen Blick hinter die Kulissen der Polizeiarbeit. Wobei sich durch die Erzählungen die Zahl seiner Freunde vermutlich verringert haben dürfte. Die heiteren Erzählungen beschreiben mit zutiefst menschlicher Sicht die positiven und negativen Erfahrungen, die gesammelt wurden, nachdem er von Deutschland nach Deutschland gezogen war. Am Schluss kommt Hinse zu dem Ergebnis, und hier erschließt sich, warum der Titel einen Elefanten zeigt, dass sowohl ein „dickes Fell“ als auch ein hohes Maß an Sensibilität erforderlich waren, um nicht zu resignieren oder zum Fremden in einem Umfeld zu werden, das letztlich ihn und das er angenommen hat.